Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 3

Artikel: Die Karawanenzeit : Erinnerungen eines Überseeschweizers
Autor: Bowald, F.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066688

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE KARAWANENZEIT

Erinnerungen eines Überseeschweizers

Von F. Bowald

Illustration von O. Baumberger

Einer der gewiegtesten Karawanenzutreiber in Boké ist Seccou. Ein siebzigjähriges spindeldürres Männlein mit schütterem schlohweissen Bartwuchs auf beiden Seiten des Kinns. Für sein Alter ist er noch geistig und körperlich erstaunlich beweglich. Sonst aber ein Schnorrer, der stets zu ulkigen Spässen aufgelegt ist. Jedem, der sie hören will, sagt er auf eine drollige witzige Art die Wahrheit, so dass man ihm nichts krumm nehmen kann. In seiner Jugend und während seinen besten Mannesjahren war er lange Zeit Dolmetsch und Verkäufer in den Faktoreien, denn er spricht beiläufig an die zehn verschiedenen Negerdialekte. Er konnte dann aber Mein und Dein zu wenig unterscheiden und wurde seines Postens enthoben. Dieses Malheur nimmt

er nicht tragisch, treibt sich während zehn Monaten kreuz und quer im Lande herum und hockt seinem grossen Verwandten- und Bekanntenkreis auf der Haube. Jeder sieht ihn gerne, fragt um seinen Rat, überträgt ihm Aufträge, die er auch gewissenhaft ausführt, insofern es sich nicht um Geldangelegenheiten handelt. Er kennt die Europäer und ihre Marotten wie kein Zweiter und weiss sie auch an ihrer schwachen Stelle zu nehmen. Man sieht ihn in Boké nur während der Reisernte. Das ist seine Saison, da schaut für ihn noch etwas heraus.

Eines Tages steht er wieder vor meiner Tür. « Forté i mame, da bin ich wieder, hast du mir keine Arbeit?» Natürlich habe ich, denn solche Leute wie Seccou kann man während der Karawanenzeit immer brauchen. Wir einigen uns wieder wie früher, zum gleichen Tarif. Für jede zugeführte Karawane erhält er zwei Franken und am Schlusse der Saison noch ein Extrageschenk obendrein. Seccou hat Fingerspitzengefühl, kennt den Faktoreibetrieb und den Umgang mit den Karawanen. Wir verstehen uns ausgezeichnet.

Seccou erhält vor allem zuerst einmal seine monatliche Reisration als Mundvorrat, dann den grössten Regenschirm, den ich auftreiben kann, und ein Paket « Visitenkarten », Papierschnitzel mit dem Firmastempel. Am Stahlgerippe des aufgespannten Schirmes baumelt eine Musterkollektion von kleinern und grössern Geschenken, zum Ködern der Karawanen, denen er weit ins Landesinnere entgegengeht.

Da hängen Gipspfeifen neben Glasperlencolliers, billige Parfümfläschchen, worunter Nelken- und Geraniumessenzen, Seite an Seite mit echten Bernsteinketten, baumwollene bedruckte und seidene Kopftücher und so weiter. Mit diesem Kramladen bummelt Seccou los. — —

Die Trägerkarawanen bestehen aus ganzen Dorfsippen, angeführt vom Witzigsten und Wegkundigsten der Schar. Wir nennen diesen den Karawanenführer. Er verhandelt für seine Leute und bestimmt, wo mit den Produkten zuerst vorgesprochen werden soll.

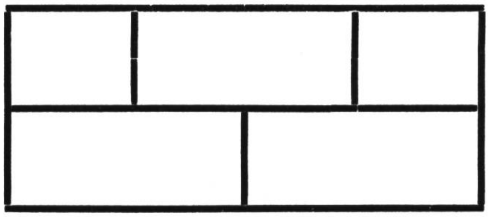
Seccou kennt die meisten, da alljährlich dieselben Leute wieder kommen. Er beginnt mit den Karawanen unterwegs einen Plausch über das Woher und Wohin, schätzt mit geübtem Auge das ungefähre Gewicht und den Wert des Reises, und dann beginnt seine eigentliche Tätigkeit.

« Was, zu diesen Souloukai (Syrier) wollt ihr gehen, zu diesen Habenichtsen und Halsabschneidern, die euch das Fell über die Ohren ziehen? Da könnt ihr von Glück sagen, dass ich euch in den Weg gelaufen bin. Zu *meinem* Forté müsst ihr gehen, der hat Geld wie Heu, der kann euch noch Preise zahlen für euren dreckigen Reis. Er hat nicht nötig, euch arme Teufel zu bestehlen. Da schaut nur, was er euch durch mich zum Geschenk anbietet, und doch kennt er euch überhaupt nicht. Das ist ein richtiger „Weisser", nicht so ein Souloukai, der nicht einmal die Sprache der Weissen versteht, dorthin müsst ihr gehen. »

Die primitiven Schwarzen aus ihren abgelegenen Buschdörfern sperren Maul und Nasen auf und fühlen sich weiss wie gebauchpinselt. Als aber dann Seccou dem Karawanenführer von seinem Regenschirm noch ein Geschenk losknüpft und es ihm übergibt, leuchten ihre Augen begehrlich auf. Dann spielt Seccou seinen letzten Trumpf aus: « Siehst du dieses Papier hier, mit diesen Schriftzeichen darauf? Das übergebe ich dir nun, verliere es nicht, denn es ist wichtig, damit ihr für euren Reis vom Forté einen guten Preis erhaltet. Du musst das Papier aber ihm selber geben. Daran erkennt er nämlich, dass du mein Freund bist und ich dich zu ihm schicke. Siehst du, ich habe noch mehr solche beschriebene „Keidi", die gebe ich aber nur ganz ausnahmsweise und nur solchen Compinis, die ich gut leiden mag. Die andern sollen selber sehen, wie und wo sie ihren Reis verkaufen können. »

DENKSPORT-AUFGABE

Versuchen Sie, eine fortlaufende Linie zu ziehen, welche jede der Linien des abgebildeten Rechteckes einmal (und nur einmal) kreuzt. Das Problem ist schwieriger als es aussieht.



Auflösung Seite 39

Wir bitten unsere Leser, uns weitere, in schweizerischen Zeitschriften und Zeitungen noch nicht publizierte Denksportaufgaben einzusenden, wenn möglich solche, die nicht mathematischer Natur sind. Die angenommenen Einsendungen werden honoriert.

Geschmeichelt zieht die Karawane ihren Weg weiter. Auch Seccou schlendert mit seinem offenen Regenschirm andern Karawanen entgegen.

Die Sprüche Seccous kenne ich und richte mich danach. Schüchtern betritt der Karawanenführer die Faktorei, reicht mir Seccous « Visitenkarte » und begrüsst mich in seinem Fullahdialekt, das sonderbar gehackt klingt: « Forté ta na la, ta na lai a li? » (Wie geht es Dir, Weisser, ich hoffe gut.) Ich antworte: « Jam tu go ta na la. » (Mir geht es gut, ich hoffe dir auch.) « Wo sind deine Leute? Führe sie in den Hof, und du dort, Ali, geh hinaus, versorge sie mit Speise und Trank und zeige ihnen, wo sie sich lagern und die Nacht zubringen können. »

Ich wende mich wieder an den Fullah, spreche mit ihm über alles mögliche, von seinem Dorf, der Ernte, dem Wetter, seinen Hühnern, Hunden und Kindern und schlussendlich von seinen Weibern. Zögernd frägt er nach dem Preise, den ich für Reis zahle.

« Da leg mal deine Last auf die Waage, wollen sehen, was du dafür erhältst. Es sind 36 Kilo 750 Gramm. Der Einkaufspreis ist 320 Francs die Tonne. Ich bezahle ihm aber glatt 40 Centimes das Kilo, ohne irgend welchen Abzug, und nehme mir die Mühe, ihm dies mit Hilfe der Gewichtssteine einzeln vorzurechnen, aufs Gramm genau. Er glänzt vor Freude. Das milchkaffeebraune hagere Gesicht strahlt. Er eilt hinaus zu seinen Leuten und zeigt ihnen das Geld. Sofort habe ich ein ganzes Rudel um mich herum. Wahllos zahle ich noch zwei bis drei Mann auf der gleichen Basis auf. Die übrigen wehre ich sanft ab und vertröste sie auf morgen. Diejenigen, die ihr Geld bereits erhalten haben, hocken draussen herum, umringt von den andern. Das Geld wird gezählt, die blanken Silberlinge wandern von Hand zu Hand, werden gedreht und liebevoll mit den Fingern betastet. Es wird diskutiert und gerechnet.

Man sieht es den Leuten an, dass sie nicht oft im Besitze von Geld sind. Sie messen demselben einen weit grössern Wert bei, als es eigentlich als Tauschwert besitzt. Beim Betrachten der eifrig palavrierenden Gruppe kommen einem so allerhand Gedanken. Da kommen diese Männer acht Tage weit hierher mit 40 Kilos Reis auf dem Kopfe und erhalten dafür zwölf Franken, dabei kostet ein Pagne, also ein Lendentuch für ein Weib, zehn Franken. Sie dauern mich, wenn ich an ihre enttäuschten Gesichter denke. Dabei ist aber der Preis, den sie für ihren Reis erhalten, sehr gut, denn für einen Export wäre er viel zu teuer. Er wird später auf dem Platze an die Dorfbevölkerung mit fünf Rappen Einschlag verkauft. Es ist auch für uns kein rentables

Geschäft, wenn man den Gewichtsverlust während der Lagerdauer einrechnet. Die Leute treiben zu Hause in ihren Dörfern etwas Viehzucht und Ackerbau und nehmen auf ihrer Heimreise noch Salz für ihr Vieh mit. Bevor die ganze Karawane verkauft hat, wird in der Faktorei nichts erstanden, also schliessen wir für heute zu.

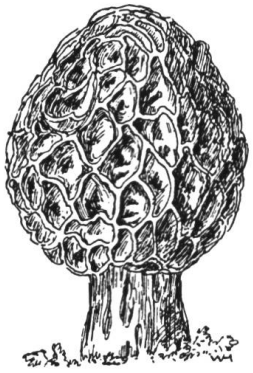
Früh um sechs Uhr am nächsten Tage sind die Leute mit ihren Lasten vor der Faktoreitüre. Vorerst wird ihnen klargemacht, dass es zu lange dauern würde, wenn jeder einzelne, einer nach dem andern, abgefertigt würde, um so mehr, da sie gewiss auch so rasch wie möglich wieder heimwärts ziehen möchten. Also machen wir es anders.

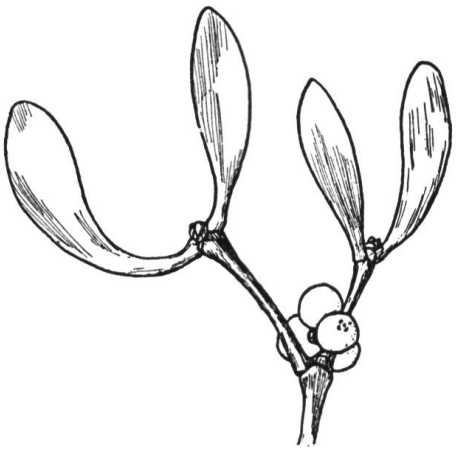
« Ihr habt nun gesehen und gehört von euren bereits ausbezahlten Brüdern, was wir euch für den Reis bezahlen », wende ich mich an sie. « Einer nach dem andern bringt nun seine Last dort zur Waage, einer eurer Stammesbrüder, Ali, den ihr alle kennt, wird sie wägen und mir das Gewicht zurufen, und mir nennt ihr gleichzeitig euren Namen. Beides schreibe ich hier auf dieses Papier. Wenn aller Reis ausgewogen ist, rufen wir einen nach dem andern an die Kasse, wo er sein Geld in Empfang nehmen kann. » Zustimmend nicken die Köpfe.

Eine Karawane, deren Führer nicht schon vorher beschenkt wird oder vom Ankunftstage bis zur Abreise nicht auf unsere Kosten verpflegt wird, ist einfach undenkbar. Vor der Rückreise in ihre Dörfer erwartet und erhält jeder noch ein kleines Geschenk mit auf den Weg. Alle diese Spesen, einschliesslich der Kommission des Coxeurs Seccou, müssen wieder hereingebracht werden. Dies kann nur beim Einkauf geschehen. Ali, unser langjähriger Boutiquier und Dolmetsch, ein Fullah wie die Karawanenleute, ist skrupelloser als ich. Er ruft mir das Gewicht zu und rundet ab. Beim einen mehr, beim andern weniger. Dann wird Korb, Sack oder Strohmatte entleert. Sonderbare Namen schwirren durch den Raum, Gefäss um Gefäss wandert von der Waage entleert zurück an den Besitzer. Diese Pro-

KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen.





Antworten siehe Seite 39

Martin Lauterburg Winter, Lithographie

zedur dauert den ganzen Vormittag. Neugierig schauen die Schwarzen dem eilig über das Papier gleitenden Bleistift zu, gucken mir über die Achseln, als ob sie davon etwas verstünden. Die Ausdünstung der verlausten schmutzigen Träger, von denen die meisten in ihrem Leben Wasser bloss zum Trinken und zum Spülen des Mundes benutzen, ist nichts für empfindliche Riechorgane. Endlich gibt es ein wenig Luft, die Wägerei ist beendet, und wir beginnen mit dem Namensaufruf zum Auszahlen. Es ist für uns nichts Neues, was nun kommt, und wir wappnen uns mit Geduld, sowohl Ali wie ich. Wiederum, wie gestern abend, rutschen die bereits Ausbezahlten draussen herum und lassen das Geld von einer Hand in die andere gleiten, vergleichen die erhaltenen Beträge miteinander. Der eine schmunzelt zufrieden in sich hinein, der andere schüttelt missbilligend den Schädel. Langsam und bedächtig erhebt sich einer, kratzt sich im verfilzten Schopf und drängelt sich durch die vor ihm Stehenden bis zu mir. Ich weiss ja, was er will. Wenn ich ihm nun aber Red und Antwort stehe, werde ich nicht fertig mit den übrigen, deshalb erwähne ich so nebenbei, während dem Auszahlen, dass Reklamationen erst am Schlusse angehört werden können. Schweigend tritt er zurück, ich fahre weiter. Alle Beträge werden auf 50 Rappen abgerundet, statt Fr. 11.80 zahle ich Fr. 11.50 und statt Fr. 10.40 bloss 10 Franken. Endlich sind wir so weit. Der Unzufriedene von vorher tritt vor, ich höre seine Beschwerde ruhig bis zum Schlusse an. Er sei mit dem ausbezahlten Betrage nicht zufrieden, denn er hätte gleichviel Reis gebracht wie sein Nachbar, den ich gestern

abend ausbezahlt hätte. Sie beide hätten zu Hause ihren Reis in demselben Gefäss ausgemessen, und demnach hätte er noch Fr. 1.50 zu fordern.

« Mein lieber Freund », sage ich ihm, « das musst du wissen, ich weiss es nicht, denn ich war nicht dabei, als ihr zu Hause euren Reis miteinander verglichen habt. Ich kann nur auszahlen, was du uns gebracht hast. War vielleicht dein Korb undicht und hast du auf dem Marsche hierher von deiner Last etwas verloren? Wie du gesehen hast, habe nicht *ich* deinen Reis ausgewogen, sondern dein Stammesbruder Ali. Das Gewicht, das er mir zugerufen hat, ist hier auf diesem Papier aufgeschrieben. Wenn du nun aber glaubst, du hättest für deinen Reis zu wenig erhalten, steht es dir frei, deinen Reis wieder zu nehmen und anderswo anzubieten. »

Ja, das möchte er. Ali gibt ihm das notierte Quantum Reis, abzüglich eines Kilo, um ihm schlagend unsern bessern Preis zu beweisen. Es hat noch andere unter den Trägern, die an derselben Krankheit leiden, aber nichts sagen und auf die Rückkehr des Unzufriedenen warten. Er kommt mit leeren Händen zurück, alle umringen ihn und reden auf ihn ein. Ich lese es an ihren Gesichtern ab, er hat ein schlechtes Geschäft gemacht, denn er hat 35 Rp. weniger erhalten, gerade den Betrag des von mir absichtlich zurückgehaltenen Kilos. Er hatte nun nebst dem Schaden noch den Spott. Grossmütig lege ich ihm 35 Rp. auf den Tisch und sage ihm lächelnd, ich könnte nicht ruhig schlafen, wenn ich annehmen müsste, dass er unzufrieden von hier heimreisen würde. Die Mienen der übrigen hellen sich auf. Inzwischen ist es Mittag geworden, Ali verteilt den Leuten ihre Reisration, und im Hofe der Faktorei beginnt wieder ein emsiges Treiben.

In dem mit Mangobäumen bepflanzten Hofe rufe ich meinem Kapuzineräffchen «Wali! Wali! Wali!» Es raschelt in den Kronen und flink gleitet es am Stamm hinunter. Mit hoch erhobener Rute, den Rücken gekrümmt, schaut Wali sich die ungewohnte Umgebung an. Dann flitzt er durch die Reihen der herumstehenden Fullahs auf meine herausgestreckte Hand zu, hüpft hinauf, dem Arm entlang, und setzt sich oben auf meinen Helm. Aus einer andern Ecke des Hofes schreitet zutraulich und graziös die mit Berner Alpenmilch aufgezogene junge Antilope. Ein Bild, das sich jeden Mittag um 11 Uhr wiederholt. Gemeinsam begleiten mich diese Gesellschafter zum Mittagstische. Die Antilope erhält Brot und etwas Salz und Wali etwa eine Banane oder einen Zuckerwürfel. An Siesta ist heute nicht zu denken. Babadi, der Papagei, dessen Käfig unter der Veranda meines Schlafzimmers hängt, kann heute ungeniert den ganzen Hühnerhof herbeilocken, heute stört mich dies nicht im geringsten. Unser Koch hat Glück gehabt heute. Es gibt Flusskrebse als Vorspeise, dann das obligatorische Reisgericht mit Federvieh und einen Pudding als Dessert.

Der Alte ist vorgestern mit dem Boot nach Kassomba und Kap Ken, um dort nach dem Rechten zu sehen. So unterhalte ich mich eben mit den zutraulichen Kreaturen. Man wird schläfrig, wenn man sein gewohntes Nickerchen über die Mittagszeit nicht machen kann.

Träge liegen die Fullahs draussen unter den Mangobäumen herum und warten auf den Gongschlag. Sie wissen vorerst nur eines, dass sie Salz heimbringen müssen, und mit dem restlichen Gelde kaufen sie sich, was sie am notwendigsten brauchen. Der eine legt es in Tabak, der andere in Stoffwaren, Balleneisen, Glasperlentand, Matchetten an. In ihren Dörfern können sie sich nichts kaufen und ihr Geld nützt ihnen dort nichts. Wir bekommen am Nachmittag alle Hände voll zu tun, und das am Morgen herausbezahlte Geld wandert am Nachmittag wieder zum grössten Teile in unsere Kasse zurück. Natürlich wird auch in den andern Läden herumgeschnüffelt und dies oder jenes erstanden. Der Fullah ist etwas misstrauisch, lässt sich aber trotzdem leicht täuschen, wenn er nicht aufgeklärt wird

über den Unterschied von Meter, Yard oder Falte. Ein sehr gangbarer Artikel zum Beispiel ist der Percal-Stoff. Er wird pro Meter oder pro Yard verkauft, ist deshalb entsprechend teurer oder billiger, oder aber er wird in Stücken zu fünf Metern, fünf Yard (4,45 m) und vier Meter angeboten, das letztere dann aber auch in fünf Falten gelegt. Alle Stücke sind an der Breitseite im gefalteten Zustande oben und unten mit einem Faden geheftet. Die Preise für diese Stücke sind dann entsprechend der Länge verschieden. Der Eingeborne hat nun den Eindruck, als ob alle Stücke gleich lang seien, da alle fünf Falten haben. Die französischen Häuser verkaufen die Stücke in Metern, die englischen in Yards, der Syrier aber schneidet seine Stücke in einer beliebigen Länge und faltet sie nach seinem eigenen Gutdünken. Deshalb kann er auch neben den grossen Häusern existieren. Schliesslich gibt es viele Eingeborene, die auf diesen plumpen Kniff hereinfallen und dabei glauben, wie vorteilhaft sie eingekauft hätten. Lässt er sich dann daraus seinen Überwurf (Bubu) nähen, fehlt ihm ein halber bis ein Meter Stoff, denn er hat bloss den wirklichen Gegenwert für sein Geld in Stoff erhalten und denselben genau gleich teuer erstanden wie der andere, der scheinbar mehr dafür bezahlt hat.

Draussen auf der Dorfstrasse gehen eben vier nackte, hochbeinige und sehnige Gestalten vorbei. Sie tragen gemeinsam eine vier Meter lange und zwei Meter breite, aus gespaltenem bambusartigen Holze geflochtene Natte vorbei. Es sind Leute des Cognagy-Stammes und sie werden von unsern Schwarzen über

Walter Sautter — Bleistiftzeichnung

die Achseln angesehen und als weit unter ihnen stehende « Wilde » behandelt und übers Ohr gehauen. In der Nase tragen sie ein Silberplättchen, das ihnen auf der Oberlippe baumelt. Ein gleiches Plättchen tragen sie auf der Stirne am geflochtenen Zöpfchen, das nach vorn gelegt wird, und eines im Nacken. Um die Lenden tragen sie eine Schnur aus Pflanzenfasern, daran hängt die Matchette und ein Kochtopf. Sie sind in einer weit entfernten Ecke des Foutah Djallon zu Hause und haben noch absonderliche Sitten. Der Geschlechtsteil, mit Ausnahme der Testikel, steckt in einem aus Bast geflochtenen Röhrchen, das an der Schnur angebunden ist. Wechselweise jedes Jahr schickt einmal dieses, einmal das andere Dorf dem benachbarten alle seine heiratsfähigen Mädchen zur Deflorierung durch die jungen Burschen in dem zu diesem Zwecke eigens erstellten grossen Kraal. Der Akt darf aber nur Seite an Seite liegend vollzogen werden. Was daran Wahres ist, kann ich nicht sagen, denn dabei war ich nie. Auf jeden Fall ist dies sehr gut möglich, denn gerade so sehen diese primitiven Burschen aus.

Die Natte tragen sie den Eingebornen unseres Dorfes zum Kaufe an, die sie gerne zur Einzäunung ihrer Hütten erwerben. Der Preis dafür beträgt 2 Franken, und dieses Geld gehört allen vieren gemeinsam. Diese Cognagyleute haben absolut keinen Begriff weder vom Werte der Ware, noch vom Werte des Geldes. Einesteils glauben sie, dass sie mit zwei Franken den gesamten Warenbestand der Faktorei kaufen können und zweitens dann noch einen Franken Herausgeld erhalten. Meine schwarzen Verkäufer lieben diese Kunden nicht. Erstens sprechen sie selten und deuten einfach mit der Faust nach diesem oder jenem Gegenstand, und das wenige, das sie herauswürgen, versteht kein Mensch. In diesen unbeweglichen starren Mienen gibt es nichts zu lesen. Einen zusammenhängenden Satz habe ich sie nie sprechen hören. Weder Freude noch Wut spiegelt sich in den Gesichtern. Scheu, aber teilnahmslos schauen sie in die Welt. Mit einer Gelassenheit sondergleichen sah ich einmal einen dieser Leute nach seiner Matchette greifen und auf einen Dorfbewohner losschlagen, weil er mit ihm um den Nattenpreis marktete. Die andern drei haben ihm dann die Matchette entwunden und man hat sie laufen lassen.

Die vier Mann sind ihre Natte losgeworden und betreten die Faktorei. Die Fullahs machen ihnen Platz vor dem Ladentisch, stupfen einander mit den Ellbogen und verziehen ihre Mäuler zu einem breiten Grinsen, so dass die vom Tabakkauen abgefaulten Zahnstummel sichtbar werden. Anfangs war ich über meine Verkäufer erbost, als sie den gedeuteten Wünschen nach diesem oder jenem schweren Stück Stoff nicht nachkamen und zuerst nach ihrem Gelde verlangten. Nun begreife ich es, denn wenn man ihren Wünschen nachkäme und da zehn und dort sieben Meter herunterschneidet, um dann als Bezahlung einen Zweifränkler entgegengestreckt zu erhalten mit dem Verlangen nach Herausgeld, hätten wir in unserer Boutique bloss noch Abschnitte und Resten. Ihr Verlangen war stets Kakistoff von der schwereren Qualität, der 6 Franken der Meter kostete. Um das schallende Gelächter der Fullahs kümmerten sie sich nicht im geringsten. Schliesslich zogen die vier Cognagys wieder ab mit ihrem Geldstück, ohne etwas gekauft zu haben, und wir konnten uns wieder unsern Fullahs zuwenden.

Soeben langt eine neue Karawane an, und wir beeilen uns, mit der ersten fertig zu werden. Beim Abschied erhält jeder sein obligatorisches Geschenk und einen Händedruck mit auf den Weg, und mit einem « Ungesege Forté », auf Wiedersehen, scheiden sie von uns, um in ihre entfernten Dörfer zurückzukehren. Die erstandenen Waren sorgfältig in ihre Lasthüllen verpackt, und diese auf dem Kopfe tragend, schreiten sie, auf ihre Lanzen gestützt, einer hinter dem andern in den Busch zurück.